

OHRFEIGE

Perspektivwechsel tun gut, gerade in der Urlaubszeit. Eine andere Perspektive auf das „Flüchtling-sein“ in Deutschland öffnet Autor Abbas Khider in seinem 2016 im Hanser-Verlag erschienen Roman *Ohrfeige*.

Protagonist Karim – geflohen aus dem Irak Saddam Husseins und gelandet in der bayrischen Provinz – kämpft mit den Tücken und Formularen des Asylrechts und durchlebt alle Merkwürdigkeiten eines Lebens im Niemandsland der Flüchtlingsunterkunft.

Heimat verloren und keine Heimat gefunden – ein auch sarkastisch-humorvoller Blick auf die andere Seite der Willkommenskultur.

STUMM UND STARR VOR ANGST hockt sie in ihrem Drehstuhl, als hätte die Ohrfeige sie betäubt.

»Sie ruhig sind und bleiben still!«

Ich greife nach dem Packband in meiner Jackentasche, fessele ihre Hände an die Armlehnen und die Fußgelenke an die Stuhlbeine. Mit mehreren Streifen klebe ich ihren rot geschminkten Mund zu.

»Nix ich will hören!«

So langsam beginne ich, mich zu entspannen. Ich setze mich ihr gegenüber auf den Besucherstuhl, nehme mir ein Blatt Papier von ihrem Schreibtisch, mische etwas Hasch in meinen Tabak und drehe mir eine Zigarette. Ich zünde sie an und atme tief ein. Ganz genüsslich.

Das Papier schmeckt verbrannt und im ersten Moment will ich würgen, aber ich zwingen mich dazu, diese besondere Zigarette zu genießen. Ich ziehe daran, als wolle ich sie aussaugen, inhaliere den Rauch bis tief in meine Lungen und freue mich über den leicht brennenden Schmerz in meiner Brust. Ich fühle mich so lebendig wie schon lange nicht mehr.

Ich stehe auf, beuge mich zu

ihr, gehe ganz dicht an sie heran und puste ihr den Rauch mehrmals mitten ins Gesicht.

Da ihr Mund zugeklebt ist, muss sie den Qualm durch die Nase einatmen. Sie versucht den Kopf wegzudrehen und muss so sehr röcheln, dass sich das Klebeband auf und ab wölbt. In einer Behörde zu kiffen, das fühlt sich irrsinnig gut an.

»Frau Schulz, wir reden zusammen. Ich wollte immer, und Sie haben keine Zeit oder Wille für mich, wenn ich vor Ihrem Zimmer warten. Jetzt endlich

Abbas Khider

In Bagdad wurde Abbas Khider 1973 geboren. Wegen politischer Aktivitäten verhaftet, floh er 1996 aus dem Irak und hielt sich als „illegaler“ Flüchtling in verschiedenen Ländern auf. Er lebt seit 2000 in Deutschland, wo er Literatur und Philosophie studierte und nun lebt er in Berlin. Sein Debütroman *Der falsche Inder* erschien 2008. Es folgten *Die Orangen des Präsidenten* (2011) *Brief in die Aberginnenrepublik* (2013).



ISBN 978-3-446-25054-3

© Carl Hanser Verlag München 2016

ist so weit! Ob Sie wollen oder nicht, wir reden. Aber Deutsch ist schwer für mich und will ich viele Sachen erzählen. Ich muss Arabisch mit Ihnen reden, so ich kann frei reden. Leider!«

Ich will mich nicht länger durch die deutsche Sprache quälen, durch diesen Dschungel aus Fällen und Artikeln, die man sich nie merken kann. Es ist natürlich Quatsch, jetzt mit ihr Arabisch zu sprechen, aber was soll's. Auch wenn Arabisch ihre Muttersprache wäre, würde sie mich nicht verstehen. Sie stammt aus einer ganz anderen Welt als ich. Ein Erdling spricht gerade mit einem Marsianer.

Oder umgekehrt.

Das hier ist für mich eher wie die christliche Beichte, die ich mir einmal habe erklären lassen. Dabei sitzt man auch auf einem Stuhl in einem viel zu kleinen Raum. Auf jeden Fall kann ich mir jetzt meine Sorgen von der Seele reden.

Also, meine erste Frage: Wie lautet Ihr Vorname?

Sind Sie eine Sabine oder eine Anne-Marie? Sitzt dort vielleicht eine Astrid vor mir? Oder soll ich Sie Inge nennen?

Ach, ich habe fast vergessen, dass Sie mir gar nicht antworten

können. Aber nicken geht doch, oder? Also nicken Sie, wenn ich recht habe. Anita, Katharina, Ursula?

Nachnamen schaffen so eine Distanz zwischen den Menschen. Es ist interessant, wenn man jemandem wie Ihnen plötzlich einen Rufnamen gibt. Es ist, als würde ich Gott einen Vornamen geben. Wenn Allah einen Vornamen hätte, wäre er auch weniger einschüchternd. Amir Allah oder Wilma Allah klingt schon wesentlich sympathischer, finden Sie nicht?

Sie, Frau Schulz, gehören zu jenen, die hier darüber entscheiden, auf welche Weise ich existieren darf oder soll. Stellen Sie sich umgekehrt mal vor, in meiner Position zu sein. Würden Sie nicht gern wissen, wie diese gottesgleiche Figur mit Vornamen heißt? Jene Person, die Ihr Leben nach eigenem Gutdünken paradiesisch oder höllisch gestalten kann?

Wenn Sie sich jetzt sehen könnten!

Noch vor wenigen Minuten saßen Sie brav dort hinter Ihrem Schreibtisch verschanzt. Den Flachbildschirm wie einen Schild vor Ihrem Gesicht und den Oberkörper geschützt durch Aktenberge. Immer wieder fuchtelten Sie mit Ihrem spitzen Füller in der Luft herum, als würden Sie Fliegen erstechen. Und mit dem Gewicht Ihres übertrieben großen Stempels erdrückten Sie Hoffnungen. Wie der Hammer eines Richters krachte er auf Ihren Tisch.

Und jetzt?

Da sind Sie. Hilflos. Verschnürt wie ein Paket. In Ihrem teuren schwarzen Lederstuhl. Sie waren eine Göttin. Eine Naturgewalt, die Macht über andere Menschen hat. Ich war Ihnen ausgeliefert. Aber wie ein mythischer Held habe ich mich erhoben und den Olymp erstürmt. Und ich werde Sie bald zurücklassen in Ihrem kleinen Beamtenstübchen.

Dann sitzen Sie hier, einsam wie ein Schöpfer, dessen Kreaturen ihn vergaßen. Ein Gott, an den keiner glaubt, existiert nicht. Das gilt auch für Göttinnen. Ich werde Sie zurücklassen und in ein fernes Land gehen.

Sie wissen ganz genau, wer ich bin. Ich bin einer der vielen, deren Akten Sie gelesen und bearbeitet haben, um sie wieder abzulegen.

Karim Mensy heiße ich. Hallo.

Wieder einer dieser ausländischen Namen, die man sich schwer merken kann. Für Sie war ich wohl Asylant 3873 oder so. Nicht mehr wert als die Nummern, die ich ziehen musste, um zu warten. Es war ein sinnloses Warten, das ich nur auf mich genommen habe, weil ich die Hoffnung hatte, Verständnis zu erfahren und eine Chance zu bekommen. Stattdessen wurde ich immer wieder fortgeschickt.

Auswendig kenne ich Ihre Sprüche, doch bitte noch irgendeinen neuen Nachweis zu erbringen. Und immer musste ich warten, selbst in meinen nächtlichen Träumen. Sogar auf Wartenummern habe ich da schon gewartet. Hier, sehen Sie mal! In meiner Hosentasche habe ich noch eine.

Ich habe Ihnen angesehen, dass Sie sich nicht an mich erinnern haben, als ich eben hereinsmarschiert bin. Aber das ist auch kein Wunder, denn im Laufe der letzten Jahre habe ich mich stark verändert. Früher war ich mollig und hatte ein unrasiertes Kinn. Wie Sie sehen, trage ich jetzt keinen Bart mehr. Seit dem 11. September wäre es töricht, so bärtig wie Osama bin Laden herumzulaufen. Seither laufen alle arabischen Männer mit glattrasierten Gesichtern herum, sie sehen aus wie Babypopos. Und schauen Sie mal, wie weit meine Kleider geworden sind. Die harte Arbeit auf der Baustelle ist die beste Methode, um abzunehmen.

Heute bin ich mit der Absicht zu Ihnen gekommen, mich ein-

fach mal mit Ihnen von Mensch zu Mensch in aller Ruhe zu unterhalten. Worüber? So genau weiß ich das selbst nicht. Eigentlich wollte ich schon vor drei Wochen bei Ihnen vorbeikommen. Ich wollte noch ein letztes Mal von München nach Niederhofen an der Donau fahren, bevor ich Deutschland für immer verlassen muss. Um mich von meinen Freunden zu verabschieden – und von Ihnen, Frau Schulz. Das war an einem Freitag. Die Polizisten kreisten wie üblich am Münchner Hauptbahnhof wie die Geier auf der Suche nach verfaultem Fleisch. In ihren beige-grünen Uniformen marschierten sie auf und ab und glotzten prüfend in das Gesicht jedes Passanten. Lange stand mein Freund Salim vor der großen Anzeigetafel in der Haupthalle, beobachtete die Bullen für mich und telefonierte ständig mit mir, um von der aktuellen Situation an den Gleisen zu berichten.

Die Zeit raste davon und mein Zug sollte schon in fünfzehn Minuten abfahren. Ich weiß nicht, was größer war – die Angst, den Zug zu verpassen oder die Angst, verhaftet zu werden kurz bevor ich den Zug erreiche. Mein Standort jedenfalls war perfekt gewählt. Das bayerische Restaurant Mongdratzerl liegt mitten in der Bahnhofshalle und verfügt



Vor der Tür ist kein Zuhause

Fotos: Stefan Gerlich

über einen Ausgang an der Nordseite hinaus zur Arnulfstraße.

Ich konnte gleichzeitig die Halle beobachten und die Straße vor dem Bahnhof. Bei sich anbahnender Gefahr hätte ich sofort das Weite suchen können.

Ein neuerliches Klingeln meines Handys riss mich aus meinen Gedanken.

»Ich bin's«, sagte Salim. »Gott, als ob diese Bullen wüssten, dass du hier bist. Sie denken nicht daran, den Bahnsteig zu verlassen. Die wandern hin und her wie aufgezoogene Spielzeugroboter.«

Vor mir auf dem Tisch standen ein Becher Kaffee und ein



Geht's da lang in eine sichere Zukunft?

zur Hälfte gefülltes Glas Wasser. Mein Rucksack lag unter dem Stuhl. Unkonzentriert blätterte ich in der *Süddeutschen Zeitung*, nur hin und wieder auf eine fette Schlagzeile starrend. Dabei hielt ich sie wie in einem alten Agentenfilm so hoch, dass sie mein Gesicht vollständig verdeckte, nur um sie in regelmäßigen Abständen wie zufällig bis knapp unter die Augen zu senken, damit

ich einen Blick über den Rand werfen konnte. Ich musste die Umgebung ständig im Blick behalten, um rechtzeitig zu erkennen, ob sich mir jemand näherte. Ich erschrak jedes Mal, wenn sich die Kellnerin anschlich und plötzlich neben mir auftauchte, um zu fragen, ob alles zu meiner Zufriedenheit sei.

Die Tarnung als Lesender hat schon an vielen Bahnhöfen funktioniert. Normalerweise beachten mich die Polizisten dann nicht. Offensichtlich denken sie, dass ein Illegaler aus einem dieser unterentwickelten Länder sicher nicht lesen kann. Mit der *Süddeutschen Zeitung* in der Hand trägt man als Illegaler in Bayern gewissermaßen Tarnfarben.

Ach, Frau Schulz, das bringt mich auf meinen Sprachkurs hier in Niederhofen. Unsere Lehrerin Frau Müllerschön riet uns, täglich Zeitung zu lesen. Zuerst sollten wir uns die *BILD* vornehmen, denn darin seien die Sätze eingängig, aber sobald uns die zahlreichen grammatikalischen Fehler eigenständig auffielen, sollten wir mit der Lektüre der *Süddeutschen* beginnen. Ich entdeckte nie einen sprachlichen Schnitzer in der *BILD*, ich fand sie perfekt zum Deutschlernen. Trotzdem stieg ich irgendwann notgedrungen auf die *SZ* um, obwohl ich deren Artikel bis heute kaum verstehe. Einerseits war es mir irgendwie peinlich, die *BILD*-Zeitung mit mir herumzutragen, besonders wegen ihres lausigen Rufes. Andererseits bemerkte ich, dass die Leute aus meinem Bekanntenkreis, ob in den Regionalzügen, bei der Arbeit oder in den Cafés, Zeitungen wie die *Süddeutsche* nicht lesen. Diese blättern in der *BILD*-Zeitung, wo es wenig Text und dafür viele Fotos von nackten Frauen und Männern gibt, die echte Hingucker sind.

Ich habe mich also an die *SZ* gewöhnt oder zumindest daran, mich hinter ihr zu verstecken

und so zu tun, als schmökere ich in ihr. Ich spiele die Rolle eines wissbegierigen Bürgers und man nimmt sie mir anscheinend ab. Die Bullen würden niemals einen Gast behelligen, der in einem Café oder Wirtshaus eine gescheite Zeitung liest. Keiner der unzähligen Polizisten, denen ich in den letzten Monaten begegnet bin, kam in einer solchen Situation auf die Idee, mich nach meinem Ausweis zu fragen. Solange man den Schein wahr und den Erwartungen der Menschen entspricht, ist man in München absolut sicher.

Irgendwann erblickte ich durch die Glastür des Restaurants rot gekleidete Bayern-Fans in der Bahnhofshalle.

Sie wirkten berauscht und rannten grölend und lachend in Richtung der U- und S-Bahn-Station. Zwei Polizisten folgten der Truppe wie Wölfe, die sich an ihre Beute anschleichen. Doch anstatt zuzuschlagen, verschwand einer der beiden Beamten in einem Tabakladen. Sein Kollege widmete sich unterdessen ein paar langhaarigen Jungs und Mädels, die in zerrissenen Jeans und T-Shirts mit dem Anarchiezeichen zwischen einigen Rucksäcken und Musikinstrumenten vor einer Buchhandlung herumlungerten.

Bis ins Lokal hörte ich das Gebrüll der Polizisten.

»Stehen Sie sofort auf! Gehen Sie in den Wartesaal!

Wie anständige Menschen! Aber gammeln Sie nicht hier vor den Geschäften rum!«

Abermals zog ein Tross Bayern-Fans vorbei, singend, johlend, noch lauter als der davor. Die Punk-Gruppe erhob sich umständlich. Eines der Mädchen begann nervös zu werden und raffte schnell seine Sachen zusammen, nachdem es zuvor eher übertrieben selbstbewusst und desinteressiert gewirkt hatte. An ihm baumelte allerlei Schmuck, sein Haar schimmerte in mindestens fünf verschiede-

nen Farben, und es sah aus wie ein zerrupfter Christbaum. Als es aufstand, fasste der Polizist es mit einem Mal am Handgelenk und zog seinen Arm nach hinten. Die Kleine hielt krampfhaft ihre Hand zur Faust geballt, doch der Polizist bog langsam ihre Finger zurück, bis sie aufgab. Sie hatte wohl irgendetwas in ihrer Hand versteckt, denn kurz darauf wurde sie abgeführt. Als die Fußballfans das sahen, wankten sie auf die Beamten zu, redeten auf sie ein und fuchtelten mit ihren Bierdosen in der Luft herum. Der zweite Polizist war mittlerweile aus dem Tabakladen zurückgekehrt und baute sich vor den Fußballfans auf, um sie wie eine schildbewehrte Hundertschaft bei einer Demonstration zurückzudrängen. Als diese jedoch ihrerseits anfangen laut zu brüllen, nahm der Bulle sein Funkgerät zur Hand und rief offensichtlich nach Verstärkung. Diesen Moment der Verwirrung nutzte die kleine Punkerin, um sich loszureißen und davonzulaufen. Ein Polizist rannte ihr fluchend hinterher, während der andere weiterhin alle Hände voll mit den Bayernfans zu tun hatte.

Das war meine Chance. Und in genau diesem Moment klingelte auch mein Handy wieder. Salims Stimme überschlug sich.

»Dein Zug ist eingefahren! Los, beeil dich! Gleis vierundzwanzig!«

Weil ich die Rechnung schon direkt nach dem Bestellen bei der Dirndl tragenden Kellnerin beglichen hatte, konnte ich sofort aufspringen und losrennen. An jedem anderen Ort wirken rennende Ausländer verdächtig, aber in einem Bahnhof rast sowieso jeder, als würde er verfolgt. An mir flog ein Meer aus Menschengesichtern vorbei: weiße, rötliche, braune, schwarze, gelbe; traurige, lächelnde, verwirrte, wartende; längliche, runde, breite; haarige, glatte, blasse, blutige ... Alle kamen mir bedrohlich vor, sogar die

Ausländer, die in den vielen Imbissbuden Sandwichs und Getränke verkauften. Ich fühlte mich beobachtet und war mir sicher, jeden Moment von hinten überwältigt und auf den Boden gedrückt zu werden.

Endlich entdeckte ich Salim, der seit dem Tod seiner Mutter im letzten Jahr nur noch schwarze Trauerkleidung trägt. Er stand am Bahnsteig. Jedoch nicht allein. Zwei in Zivil gekleidete Männer waren gerade dabei, seine Papiere zu überprüfen. Mitten im Sprint korrigierte ich meine Laufrichtung und steuerte am Bahnsteig vorbei, als hätte ich Angst, meine U-Bahn zu verpassen. Vom Absatz der Rolltreppe aus, die mich langsam in die Tiefe trug, traute ich mich nicht, zurückzublicken.

Frau Schulz, ich wollte Sie viel früher besuchen, aber leider kam mir immer etwas dazwischen.



Heimat – wenigstens virtuell

Rückblickend betrachtet ist es auch besser so. Wäre es mir gelungen, in den Zug einzusteigen, dann hätte ich mein Ziel möglicherweise nie erreicht. Diese Regionalzüge halten unterwegs in fast jedem Kaff. Oft steigen Polizisten dazu, und jedes verdammte Mal, wenn sie einen solchen Zug kontrollieren, fragen

sie keinen der schönen blonden Fahrgäste nach ihrem Personalausweis. Geradewegs kommen sie immer zu mir – respektive zu den schwarzhaarigen oder auf andere Weise fremdländisch aussehenden Reisenden. Prinzipiell sollten Ausländer die Züge der Deutschen Bahn meiden.

Nur die erste Klasse im ICE ist eine sichere Lösung. Dort lassen sich die Polizisten selten blicken. Leider sind diese Plätze unendlich teuer. Genauso wie ein passendes Hemd von Hugo Boss als Verkleidung.

In den Regionalzügen herrscht ständiges Ein- und Aussteigen. Anfangs wollte ich gern die Einheimischen kennenlernen und freute mich darüber, wenn sich jemand zu mir gesellte. Oft setzte ich mich selbst in Bussen oder Zügen neben einen Blondschof und versuchte mit ihm ins Gespräch zu kommen. Ich betrach-

tete es als kulturellen Austausch und lernte so die Sprache anzuwenden. In letzter Zeit vermeide ich den Kontakt jedoch zunehmend und will lieber für mich alleine bleiben. Ich bin es leid, über Dinge zu reden, die mit meinem jetzigen Leben nichts mehr zu tun haben. Die permanenten Fragen zur Vergangenheit erledigen

mich. Seit Monaten bemühe ich mich, den Nachrichten aus der Heimat auszuweichen, höre oder lese sie höchstens ein Mal wöchentlich und das so oberflächlich wie möglich. Allenfalls die Schlagzeilen, damit der Trübsinn mich nicht übermannt. Die deutschen Fahrgäste wollen sich mit mir jedoch über nichts anderes unterhalten.

Die Fragen sind immer dieselben:

Woher kommen Sie?

Wann kehren Sie in Ihr Heimatland zurück?

Der 11. September war abscheulich, sehen Sie das auch so?

Können die Araber überhaupt demokratisch denken?

Sind Sie Muslim?

Wie denken Sie über das, was die Amerikaner in Ihrem Land angestellt haben? Sehen Sie es als Befreiung oder Besatzung?

Ist das Leben jetzt besser ohne Diktatur?

Was glauben Sie – wird es mit der Demokratie dort funktionieren?

Nie macht sich einer mal Gedanken über mein gegenwärtiges Leben. Über die Schwierigkeiten mit der Aufenthaltserlaubnis, die Folter in der Ausländerbehörde, die Schikanen des Bundeskriminalamtes, über die Peinlichkeiten des Bundesnachrichtendienstes oder die Banalitäten des Verfassungsschutzes. Und warum fällt niemandem die Tatsache des Polizeirassismus auf? Was bedeutet es für mich, wenn ich weder in der Heimat noch in der Fremde leben darf? Frau Schulz?

Derart verbittert war ich früher nicht. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben mich jedoch verändert. Insbesondere die Polizei verdirbt mir die Laune. Scheißbullen! Nur noch wenige Stunden, dann wird dieses Drecksack mein Gesicht hoffentlich nie wieder sehen. Raus aus diesem Staat!

Einen Schlepper habe ich bereits gefunden, der wird mich nach Finnland bringen. Soweit

ich weiß, haben die Finnen keine klaren Abkommen mit anderen europäischen Ländern. Das heißt, dass sie weder Fotos noch Fingerabdrücke mit Deutschland austauschen. Dort kann ich wieder einen Asylantrag stellen und ein neues Leben beginnen.

In den letzten Monaten habe ich nichts anderes getan, als mich darauf vorzubereiten. Ich habe von morgens bis abends schwarz bei einem Griechen auf der Baustelle gearbeitet.

Ich habe täglich Steine, Metall oder Rohre geschleppt und die dreitausendfünfhundert Euro zusammengespart, die der Schlepper für seine Dienste verlangt.

Eintausend Euro habe ich ihm letzte Woche als Anzahlung gegeben. Damit beschafft er mir einen gefälschten Reisepass. Hoffentlich verarscht er mich nicht. Wenigstens kenne ich das Café, in dem er seine Zeit totschießt und arbeitet. Man nennt ihn Abu Salwan. Heute um Mitternacht holt er mich ab, und dann geht es los. Den Rest des vereinbarten Betrages wird er aber nicht sofort bekommen. Er liegt bei Salim, und der darf die Scheine Abu Salwan erst geben, sobald ich Finnland erreicht habe.

Ich werde ihn von dort aus anrufen und meine Ankunft bestätigen. So lautet die Abmachung.

Personen wie meinen Griechen-Boss oder meinen Schmuggler ausfindig zu machen, ist überhaupt nicht schwer. In München gibt es etliche Vermittler, die derartige Begegnungen zwischen »Kunden« und »Anbietern« organisieren. Als Illegaler oder Asylant findet man schnell heraus, wo sie sich aufhalten. Man kann allerdings nicht direkt zu ihnen gehen, um sie nach ihren Diensten zu fragen, sondern muss jemanden auftreiben, der sie kennt. Vorsichtsmaßnahme.

Diejenigen, die sich mit den Irakern befassen, sitzen allabendlich in der Al-Nurr-Moschee. Aber unsereins nennt diese ein-

fach nur »Goethemoschee«, weil sie in der Goethestraße liegt. Anders, als man sich eine Moschee vorstellt, ausgestattet mit einem turmhohen Minarett, kunstvollen Teppichen und historischen Wandmalereien, besteht sie lediglich aus einem einzigen kargen großen Raum in der dritten Etage eines sechsstöckigen Gebäudes.

Tagsüber halten sich die Vermittler an einem anderen Ort auf, dem Kulturverein Enlil, der im gleichen Gebäude untergebracht ist. Keine Ahnung, wer sich diesen Namen ausgedacht hat. Enlil ist ein Gott der sumerischen Religion.

»En« steht für »Herr« und »lil« für »Wind«. Also »Herr Wind«. Als ich den Vereinsraum erstmals betreten habe, fühlte ich mich statt an einen altertümlichen mesopotamischen Tempel eher an ein verdrecktes Café am Nordtor im Zentrum von Bagdad erinnert. Genauer gesagt dachte ich an die Gegend, in der sich das Kino Scheherezade befindet, wo sich die Diebe, Alkoholiker



und Obdachlosen aufhalten.

Der Raum liegt in der ersten Etage und verfügt über ein einziges großes Fenster, das kein Licht ins Innere lässt, weil ihm gegenüber das sieben oder acht Stockwerke hohe Goethe-Hotel steht. Blaue und weiße Tische, Plastikstühle, ein Kühlschrank mit Softgetränken, ein Fernseher, der fortwährend AL JAZEE-RA TV zeigt und schließlich eine Ecke, in der man Wasserpeife, Tee und andere Getränke bestellen kann. Im hinteren Bereich befinden sich der Toilettenraum, die Küche und ein Friseursalon.

Dort hängt ein großflächiges Bild der Freiheitsstatue im Bagdader Zentrum.

In der Gegend des Münchner Hauptbahnhofs gibt es viele ausländische Supermärkte, Cafés, Imbisse, Restaurants, kleinere Lebensmittelgeschäfte und ebenfalls zahllose Vereine verschiedener Volksgruppen. Da sind die Kurden, Turkmenen, Christen, schiitische oder sunnitische Muslime und andere Minderheiten aus dem Irak, aber auch Per-

ser, Türken oder Pakistanis. Die Mehrheit gruppiert sich in und um die Goethestraße.

Keiner dieser Kulturvereine in der West-östlichen-Diwan-Gegend betreibt tatsächlich Kultur. Bestenfalls kann man so einen Verein als eine Art Café oder Klub betrachten, wo man Tee trinkt, Wasserpeife raucht und Domino, Karten oder Backgammon spielt. Es wird behauptet, dass die Besitzer dieser Teehäuser und Kartenklubs Vereine gründeten, um dadurch Steuervorteile zu erzielen. Kulturvereine, die keine sind. Kulturvereine ohne Bücher, Zeitschriften oder Zeitungen. Weder Lesungen noch andere Veranstaltungen werden dort angeboten. Da hocken ein paar Männer zusammen, deren lautstarke nervöse Reden sich anhören wie die Alarmrufe von Soldaten an der Front. Vieles an diesen Orten ist für die Unsrigen allerdings Gold wert und bedeutet uns viel mehr als jedes Buch. Daneben wirken die deutschen Vokabeln »Kultur« oder »Goethe« luxuriös und

überflüssig.

(Es folgt die Erzählung über eine drei Jahre währende Existenz als Asylbewerber. Nach der endgültigen Ablehnung bleibt die ernüchternde Frage, wo er eine Heimat, ein Zuhause finden kann.)

Noch immer bin ich kein normaler Mann, noch immer habe ich die verdammten Brüste. Wissen Sie was? Hätte ich früher angefangen schwarzzuarbeiten, hätte ich die Operation vermutlich längst finanzieren können. Aber ich bin eben doch ein aufrichtiger Trottel. Alles, was ich erreicht habe, ist ein gigantisches Nichts. Der Einzige, der sich freut, ist mein Schlepper Abu Salwan. Statt in der Universität war ich im Obdachlosenheim, in der Goethemoschee und im Enlil. Statt mit Studenten und Professoren gab ich mich mit Kriminellen, Fanatikern und Strichern ab. Und jetzt? Ich stehe wieder ganz am Anfang. Wieder muss ich mit einem Schlepper weiterziehen, die ganze Prozedur und Sinnlosigkeit beginnt wieder bei Null. Was würden Sie an meiner Stelle tun, Frau Schulz? Ich habe keine Wahl, obwohl dieser Planet riesig ist. In Bagdad konnte ich nicht bleiben, in Deutschland darf ich nicht bleiben. Mal gucken, was in Finnland passiert. Wer weiß, ob ich überhaupt bis Finnland komme.

Diesen Schleppern ist ja nicht zu trauen. Nach Frankreich habe ich es auch nicht geschafft. Ach, wissen Sie was? Ich will einfach nur nach Hause.

Ich halte das nicht mehr aus. Ich drehe uns noch einen Joint, ja?

Wir danken dem Hanser-Verlag München für die Erlaubnis zum Abdruck der Textauszüge.



Hoffnungen - schillernd und platzend wie Seifenblasen